



13



(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Dettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindestens 200 Holzschnitten, Kunst- und andern Beilagen.
 Jährlicher Pränumerationspreis: 5 $\frac{1}{3}$ Thaler. Sämmtliche Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Beiträge frankirt einzusenden an den Redacteur.

Fliegende Blätter.

Von E. M. Dettinger.

Meran, am 23. August 1845.

Man reist nicht mehr ... man fliegt.

Heute vor acht Tagen kam ich Abends 7 Uhr mit der Eisenbahn von Leipzig in Altenburg an und heute Abend um dieselbe Stunde kehrte ich auf einem Esel vom Schloß Tyrol nach Meran zurück.

Alles, was ich während dieser kurzen Spanne Zeit gesehen und erfahren habe, will ich vorläufig und so flüchtig wiedergeben, wie es mit Bleistift in meinem Portefeuille aufgezeichnet ist. Nur Eins muß ich vorausschicken. Ich habe große Reisen gemacht, drei Vierteltheile von Europa gesehen und — wunderbar genug — noch niemals Reiseskizzen geschrieben. Und warum? Weil es mir — offen und ehrlich gestanden — an Talent dazu fehlt. Ich kann allenfalls Menschen, aber keine Gegenden schildern. Mein Leser weiß nun, was er von mir zu erwarten hat.

Im Eisenbahnhofe zu Altenburg empfingen mich zwei berühmte Deputationen der deutschen Literatur: Encyclopädie und Roman — Pierer und Herloßsohn. Der Erstere ist, wie es scheint, nicht magerer, der Letztere nicht fetter geworden: im Uebrigen befinden sich Beide sehr wohl; aber daß sie heimlich hier eine Wasserkur gebrauchen, ist — wie ich aus guter Quelle weiß — eine nichtswürdige Verläumdung. Unser Abschied an der Post war kurz, aber keinesweges herzbrechend. Der Encyclopädie trug ich tausend freundliche Grüße an den Buchstaben S. und dem cigarrerauchenden Romane einen Handkuß an „Piccolomini's Tochter“ — so heißt sein neuer Roman — auf. Auf meine Frage, ob seine Heldin dies Mal schwarze oder blaue Augen habe, antwortete mir Herloßsohn mit höchst geheimnißvoller Miene: er habe ihr, um jedem Geschmacke zu genügen, ein schwarzes und ein blaues Auge gegeben. Seine letzten Worte waren: »Leb' wohl, Madrid, nie wende sich Dein Glück.« Gleich darauf saß Madrid im Beiwagen.

Beiwagen! Harmlos=unschuldiges Wort für eine kannibalisch=boshafte Erfindung! Wenn es eine Hölle à la Cochem giebt, so verdient der Satan,

der die Hölle erfunden hat, im ewigen Feuer den ersten Sperrsiß. Jeder dieser Beiwagen ist eine maskirte Folterkammer, die den reisenden Delinquenten hohnknarrend zum Nichtplatz der nächsten Station schleift, um ihn dort einem neuen Henker zu überliefern. Ein zum Beiwagen verurtheilter Passagier ist übler als mancher Verbrecher dran. Dieser wird im schlimmsten Falle doch nur ein Mal gerädert; jener wird vierfach gerädert, von oben nach unten, von unten nach oben, von Station zu Station. Wenn einmal in Sachsen an die Stelle der alten Todesstrafe neue eingeführt werden sollten, so würde ich den Ständen den gemüthlichen Vorschlag machen, einen zum Tode verurtheilten Verbrecher in einen Beiwagen einzusperrern und ihn zeit lebens von Altenburg über Jößnitz nach Schwanefeld und von Schwanefeld über Jößnitz nach Altenburg hin- und zurückrädern zu lassen.

Halb gerädert kam ich am andern Morgen um 10 Uhr in Hof an, wo ich ein frugales, aber sehr schlechtes Mittagsbrod einnahm. Desto besser soupirte ich Abends 10 Uhr in Baireuth. Eine halbe Stunde vor der Stadt liegt das St. Georgen-Haus, das protestantische Zuchtbaus, ein imposantes Gebäude, das im palastähnlichen Style erbaut vom letzten Markgrafen Karl Alexander von Anspach-Baireuth. Bei Niederschreiben seines Namens umschwirrt mich ein Cotillon geschichtlicher Erinnerungen; Graf Saint-Germain, Hippolyte Clairon und Lady Berkeley-Graven lebten am Hofe dieses fünfzehnten Ludwigs im Duodezformat; doch seitdem Baireuth unter den glücklichen Scepter Ludwigs des Ersten gerathen ist, hat es, bis auf Jean Pauls Denkmal, allen Luxus, alle Poesie, alles Interesse verloren.

Am andern Morgen befand ich mich vor 9 Uhr in Nürnberg. Die alte Reichsstadt ist ein sehr originelles Stück Mittelalter. Jede Straße hat eine andere Physiognomie, jedes Haus ein anderes Colorit, aus jedem Fenster guckt eine andere Laune des alten, reichen, stolzen Patricierthumes heraus. Mehr italienisch als deutsch ist die Aussicht von der kleinen Kettenbrücke: hier zeigt uns ein Panorama von Häusern seine alterthümlichen Rebrseiten; noch pittoresker ist die Aussicht von der Museumsbrücke, dem Nürnberger Nialto. Von den Kirchen ist die Sebaldus- und die Laurentiuskirche, erstere wegen ihrer großartigen architektonischen Verhältnisse, letztere wegen ihrer schönen Glasmalereien, merkwürdig. Aber merkwürdiger als dies Alles ist der Sanct-Johannes-Kirchhof mit seinen 3500 Gräbern, die insgesamt horizontale Leichensteine haben. Hier schläft viel Nürnberger, viel europäischer Ruhm: Albrecht Dürer — die Nummer seines Grabes ist 649 —; Willibald Pirckheimer — 1414 —; Hans Sachs — 503 —; Beyt Stoß — 268 —; Beyt Hirschvogel (ein berühmter Glasmaler) — 903 —; Jacob von Fandrant — C 3^b —; hier ruht der bekannte Volksdichter Gröbel. Dürers Grab wird von einer Trauerweide überschattet, von der ich mir einen Zweig für mein Gräber-Album gepflückt. Obgleich schon lange todt, lebt doch keiner von allen Künstlern hier in so frischem Andenken, als der große Albrecht. In der Dürerstraße Nummer 376 besuchte ich sein ehemaliges Wohnhaus und Atelier. Auf dem Albrecht-Dürer-Platz steht seine Bildsäule, das Antlitz gegen die Sebalduskirche gekehrt. Auch die Trümmer von Hans Sachs Werkstatt wollte ich sehen; aber Niemand wußte sie mir zu zeigen. In der Peter-Bischer-Straße ist das Geburtsbaus dieses berühmten Meisters zu sehen. An einer Ecke des Marktplatzes fiel mir ein mittelalterliches Gasthaus wegen seines Schildes auf: es heißt „Gasthaus zur Gerechtigkeit“ und bildet — wunderbar genug — die Ecke der Königsstraße. Von den neuern

Gebäuden ist das Hospital sehenswerth. Jeder Bierbrauer — die gute Stadt hat deren nicht weniger als 29 — mußte von jedem Maaß Bier einen Pfennig Beisteuer bezahlen zur Errichtung dieses wahrhaft großartigen Krankenhauses. Herr Johann Lederer, einer der bedeutendsten Brauherren, — nebenbei ein höchst liebenswürdiger Kunst-Mäcen — soll über 3000 Gulden dazu beigetragen haben. So hat das bayerische Gift, wie verderblich es auch für das geistige und körperliche Wohl vieler Menschen ist, für Baiern wenigstens das Gute, daß man mit Hilfe dieses Bieres dort zu Lande Hospitäler und . . . Paläste baut. Von den Umgebungen Nürnbergs habe ich Rosenau besucht, einen hübschen Park, der etwas Aehnlichkeit mit unserm Rosenthal besitzt, an das ich — beiläufig erwähnt — jeden Nachmittag zwischen 5 und 7 Uhr mit wahrhaft lächerlicher Sehnsucht zurückdenke. Rosenau gehört einem der reichsten Kaufleute, der hier eine Prachtvilla in maurischem Style mit fünf vergoldeten Minarets zu seinem Privatgebrauch aufgeführt hat.

Abends 6½ Uhr verließ ich Nürnberg, langte am andern Morgen gegen 7 Uhr in Donaüwerth an und fuhr von hier mit der Eisenbahn in zwei Stunden nach Augsburg. Ich hatte dies alte, kalte, langweilige Patricier-Nest früher schon drei oder vier Mal besucht, aber nie gewußt, daß es dort eine Straße giebt, die den Namen der schönen Philippine Welsch, der ersten Gemahlin Erzherzogs Ferdinand II., führt. In dieser Straße, im Hause Nummer 29, wohnte jene reizende Philippine, für die ich von Jugend auf eine eigenthümliche Vorliebe gehabt habe und die mir, sobald ich heimkehre, zu einer historischen Novelle sitzen muß. In derselben Straße, vier Häuser weiter, wohnte einst eine nicht minder interessante Persönlichkeit, die erst neuerdings von Adolf Boettger meisterhaft aufgefriichte Agnes Bernauerin.

In Augsburg machte ich beim Sohne des Bankier Obermayer die Bekanntschaft des berühmtesten Reiters von ganz Europa, des Grafen Sandor. Er ist vom Scheitel bis zur Sohle ein echter Ungar, ein magyarisches Vollblut, ein Cavalier vom feinsten Schrot und Korn. Der Graf besitzt unter vielen andern Eigenschaften, die nur wenig Edelleute Deutschlands mit ihm theilen, Etwas, um das ich ihn in der tiefsten Seele beneide. Er hat den kleinsten Fuß, den ich je gesehen habe; und wenn das Unserer sagt, der doch auch keinen großen Fuß hat, so will das viel, ja sogar sehr viel sagen. Als mein Piedestal das des Herrn von Sandor sah, fühlte es sich zum ersten Male in seinem Leben tief beschämt. Dem Manne sieht man's am Fuße an, daß er Cavalier ist. Seinem Anzuge nach hätte ihn ein uneingeweihtes Auge für einen steyerischen Alpensänger halten können, denn er trug einen sogenannten Stuhhut mit Federn und ein graues Röckchen mit grünem Kragen.

Um 1 Uhr verließ ich Augsburg und fuhr über Partenkirch und Mittenwald nach Innsbruck. In Scharnitz, dem ersten Orte an der Grenze von Tirol, begegnete mir das erste Reise-Abenteuer, ein Abenteuer so wunderlicher und brutaler Art, daß ich es zur Warnung für Alle, namentlich für Solche, welche das unaussprechliche Glück haben, Unterthanen des Königs von Preußen zu sein, erzählen muß. Ich hatte mir von Berlin einen Ministerialpaß kommen lassen, versehen mit dem Visum der bayer'schen, österreichischen und sicilianischen Gesandten. In Scharnitz verlangte man von mir, außer diesem Paß, noch einen Heimathschein. Auf meine Frage, was sie zu dieser ungesetzlichen Forderung berechtige, gab man mir mit einem keinesweges schmeichelhaften Tone die Antwort: »weil der Herr ein Preuß ist.« Man zeigte mir eine Verordnung der Wiener Hofkanzlei vom 3. Februar 1845, Nummer 1903,

laut welcher jeder preußische Untertban, der nach Oesterreich will, außer seinem Paß auch seinen Heimathschein mitbringen muß. Ich traute meinen eigenen Augen nicht; ich las es ein, ich las es zwei, ich las es drei Mal. Man wollte mich also trotz meines vom österreichischen Gesandten visirten Passes nicht über die Grenze lassen, bloß weil ich unglücklicherweise ein Preuße bin. Also jeder Untertban des allerkleinsten Staates unseres aus 39 Vaterländchen bestehenden einigen Deutschlands, ein Nassau-Ufingcr, ein Neuß-Greiz-Lobensteiner, ein Lippe-Deimolder kann, mit einem bloßen Paß versehen, ungehindert die österreichischen Grenzen passieren, während ein Untertban Seiner Majestät des Königs von Preußen wie ein Bagabund zurückgeschickt wird, wenn er nicht außer seinem Paß auch seinen Heimathschein vorzeigen kann. Welch Glück, welche Ehre, preußischer Untertban zu sein! — Doch auch diese Maßregel ließe sich wie manche andere vielleicht rechtfertigen, wenn die Wiener Hofkanzlei, die diese merkwürdige Verordnung schon am 3. Februar d. J. erlassen hat, wenigstens so viel Einsicht besessen hätte, diese höchst merkwürdige Verordnung in eine preußische Zeitung einzurücken zu lassen, damit die von der Hofkanzlei so gütig bevorzugten Preußen, welche nach Oesterreich wollen, davon unterrichtet wären. Dies ist bis jetzt nicht geschehen, kann nicht geschehen sein, sonst hätte der österreichische Gesandte in Berlin, der es doch wissen mußte, mir dann erst das Visum ertheilen müssen, wenn er meinen Heimathschein gesehen. Ich bot nun meine ganze Suada und, als diese nichts helfen wollte, meine ganze Grobheit auf, um, fußend auf meinen vom österreichischen Gesandten visirten Paß, mir den Eingang in Tyrol zu erzwingen. Die Beamteten, wohl selber einsehend, daß ich in meinem Rechte sei, ließen sich nach einer dreiviertelstündlichen Unterhandlung endlich überreden, mich über die Grenze zu lassen; doch schrieben sie auf den Paß: »Wird nur auf ausdrückliches Verlangen zur weitem Instradirung an eine Wohlthöbliche k. k. Polizei-Direktion nach Innsbruck angewiesen.« Auf dem Wege nach Seefeld erzählte mir einer der Passagiere, daß erst vor acht Tagen an demselben Grenzorte ein preußischer Professor, dessen Frau und Sohn, die nach Venedig gewollt, hätten umkehren müssen, weil man sie aus Mangel eines Heimathscheines nicht über die Grenze lassen wollte. Gefaßt, in Innsbruck auf neue Hindernisse zu stoßen, sann ich über den Grund dieser echt chinesischen, im Auslande ganz und gar unbekanntcn Maßregel nach. Welches Recht hat die Wiener Hofkanzlei, einem Reisenden den Eintritt in Oesterreich zu versperren, weil er preußischer Untertban ist? Ich hoffe, daß die politischen Journale Leipzigs sich dieses Factums bemächtigen, und es nach allen Seiten hin gebührend beleuchten werden.

Bei Zirl, dem letzten Dorfe vor Innsbruck, beginnt eine neue Vegetation; hier sieht man die ersten Maisfelder. Die grünen Kolben mit ihren goldenen Aehren erreichen hier schon eine Höhe von drei bis vier Fuß. Gleich hinter Zirl fährt man links an der durch Kaiser Maximilian berühmt gewordenen Martinswand vorüber.

Gegen Mittag langte ich in Innsbruck an. Dort, wo die ersten Häuser stehen, fiel mir eines meiner ersten Lieder vom Jahre 1830 ein. Damals war ich noch sehr jung und närrisch verliebt in eine Tyrolerin. Sie hieß Emmely und war aus dem Ziller Thal: sie hatte die schönsten schwarzen Augen und die feinsten gemslcdernen Handschuhe. Ich liebte sie mit wahrhaft polizeiwidriger Gluth, doch weiß ich jetzt nicht mehr ganz genau, ob ihrer schönen Augen oder ihrer feinen Handschuhe wegen, denn damals, als ich

noch Stüger, Geck, Zierbengel war, hatte ein schöner Handschuh mehr Reiz für mich, als die schönste Frau, die ihn trug. Doch wie die Zeiten sich ändern! Jetzt liebe ich die Frauen und desabouire den Handschuh. Dieser Emmely aus dem Zillertthale dichtete ich jenes Lied, das, seitdem Volkslied geworden, aus dem Munde aller Harfenmädchen und Schusterjungen vom Rheine bis zum Memel tönt und dessen erster Vers also lautet:

Mein Lieb ist eine Aplerin,
Gebürtig aus Tyrol,
Sie trägt, wenn ich nicht irrig bin,
Ein schwarzes Kamisol;
Doch schwärzer als ihr Kamisol
Ist ihrer Augen Nacht,
Mir wird so weh, mir wird so wohl,
Schau' ich der Augen Pracht.

Die andern Verse habe ich — Gott sei Dank — vergessen. Aber wie naiv man ist, wenn man das Unglück hat, mit 22 Jahren verliebt zu sein. Ich wußte ganz positiv, daß meine Emmely ein schwarzes Kamisol trug und dennoch sang ich „wenn ich nicht irrig bin“. Der Leser fragt: warum? Damals hätte ich ihm um keinen Preis der Welt den wahren Grund gesagt, jetzt aber mache ich kein Geheimniß daraus; ich fand nämlich auf Aplerin keinen andern Reim, als den: „wenn ich nicht irrig bin“. Seitdem habe ich manch besseres Lied gesungen, aber keines von allen hat das Glück gehabt, so populär zu werden, als Emmely's Apotheose.

Wer sich unter Innsbruck eine tyrolische Stadt denkt, irrt sich gewaltig. Innsbruck sieht nicht schöner und nicht häßlicher, als zwanzig andere Städte Deutschlands aus. Während der Ostermesse sieht man in unserm Leipzig mehr Tyroler in ihrem Nationalcostüm, als in Innsbruck. Hier aber hat mir der ganze Menschenschlag noch weniger als bei uns in Leipzig gefallen. Die Männer haben fast alle das Asthma, die Frauen und Mädchen haben Kröpfe und sind dabei entsetzlich prüde. Jetzt, wo ich so viele Tyrolerinnen gesehen habe, fange ich nachträglich zu glauben an, daß meine Emmely vielleicht keine echte Tyrolerin gewesen; denn sie hatte keinen Kropf und war durchaus nicht prüde.

Keiner, welcher Innsbruck besucht, versäume, die Hof- oder Franziskanerkirche zu sehen. Ich habe wohl vier- bis fünfhundert Kirchen in meinem Leben besucht, aber noch in keiner so wahrhaft schöne, wahrhaft große, wahrhaft einzige Kunstwerke gefunden, als hier: ich meine das Mausoleum Kaiser Maximilians I., die vierundzwanzig Marmortafeln, welche die wichtigsten Epochen aus seinem Leben darstellen. Die ersten zwanzig sind von Alexander Colin, einem berühmten Bildhauer aus Mecheln in Brabant. Alle zwanzig schuf er in einem kurzem Zeitraume von drei Jahren, von 1563 — 1566. Im innern Gitter des Mausoleums hängt sein und seiner Gattin Bild. Jede dieser Tafeln ist ein so fein gearbeitetes Meisterwerk, daß selbst Thorwaldsen staunend vor diesem Marmor stand, der unter Colins Meißel die Feinheit des Elfenbeins angenommen hat.

Noch weit imposanter, ja das Schönste und Großartigste, was ich bis jetzt auf all' meinen Reisen gesehen, sind die achtundzwanzig kolossalen Bronze-Statuen, die ehernen Wächter der kaiserlichen Gruft, größtentheils Könige und Fürsten des Hauses Oesterreich, gegossen von Gregor Löffler und seinen beiden Söhnen Johann und Elias. Sämmtliche achtundzwanzig Statuen wurden von 1513 bis 1535 gegossen. Daß die guten Franzosen bei der Einnahme von Innsbruck diese unvergleichlichen Schätze der Gießkunst nicht nach Paris

geschickt haben, ist eine unverzeihliche Betise. Eine einzige dieser Bildsäulen hat mehr Kunstwerth, als ein Duzend Siegeswagen, wie sie auf dem Brandenburger Thore in Berlin stehen. Die schönste Figur dieser ehernen Garde ist die fünfte Statue: Theodorich, König der Ostgothen. Links beim Eingange der Kirche ruben in der Nische eines ehemaligen Altars seit 1823 die irdischen Ueberreste des tyrolischen Agitators, des wackern Sandwirths Andreas Hofer, geschmückt mit einer Marmorstatue, die, wenn ich nicht irre, von Professor Schaller ist. In der silbernen Kapelle — rechts vom Eingange in der Kirche — sind die Grabmäler Erzherzogs Ferdinand II. und seiner Philippine zu sehen. Beide sind Schöpfungen des obengenannten Bildhauers Colin.

Noch an demselben Tage besuchte ich das Schloß Ambras, das ein kleines Stündchen von Innsbruck liegt. Der Weg führt durch das malerische Wiltau an der prächtigen Prämonstratenser-Abtei und dem lieblichschönen Sillfall vorüber. In diesem Schlosse — jetzt verödet und verwaist — lebte einstens im Schooße des größten Luxus meine schöne Philippine Welsch in den Armen ihres ritterlichen Ferdinands. Im spanischen Saale — vom Bektern im Jahre 1571 erbaut — hängen Beider Bildnisse und dazwischen zwei kleinere Portraits, die beiden Sprossen dieser poetischen Ehe, zwei Söhne, von denen der eine als Graf von Burgau, der andere als frommer Cardinal gestorben ist. In einer langen Reihe von Eichenschränken werden noch kleine Ueberbleibsel der einstmaligen Kunstschätze, die von hier nach Wien gewandert sind, aufbewahrt, unterm Andern Philippinens Schreibzeug, ein Kunstwerk aus Holz geschnitten; ihr Rosenkranz, aus Kirschkernen, auf welche drei bis vier Gesichter eingeschnitten sind; ihr Schmuckkästchen mit dreihundert Schubladen; die Spieluhr, die in einem ihrer Bohnzimmer stand. Außerdem zeigt man ein fein geflochtenes Strohhäubchen, das sie getragen, und eine Decke, die sie eigenhändig für ihren Ferdinand gestickt hat. Diesem Schränkchen gegenüber steht ein Phalanx uralter Pferde von ... Pappendeckel, worauf früher alte gebarnichte Ritter saßen, die nach Wien spaziert sind. Am äußersten Ende zeigt sich der ausgestopfte Schimmel, den Kaiser Karl V. auf dem Reichstage zu Augsburg geritten haben soll; daneben das Pferd, von dem Philippine kurz vor ihrer ersten Entbindung herabgestürzt war. Von den Zimmern, welche die Heldin meines nächstens Romans bewohnt hat, interessirte mich am meisten das kleine, einfenstrige, geheimnißvolle Badezimmer, aus dem uns noch jetzt — ein gar wunderlicher, süßmilder Duft entgegenweht. Mitten in der kupfernen Wanne, in die drei Stufen herabgeführt hatten, ist noch jetzt der Drehsitz zu sehen, der in die Höhe geschraubt werden kann. Von dem wohlriechenden Holze, das die Wände und den Plafond dieses Zimmers deckt, das so oft eine der schönsten Frauen ohne Schleier gesehen, habe ich mir ein kleines Stück als Memento mitgenommen. Aus dem Bade gelangt man in das einfenstrige Ankleidezimmer. Im großen Speisesaale, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf das Dorf Ambras mit seinem rothen Kirchturme genießt, fand ich unter vielen mittelmäßigen Bildern auch ein sehr gutes, den Dauphin Ludwig und seine Braut Maria Antoinette. Mir fällt bei diesem Namen ein guter Salembourg ein. Ein Franzose fragte mich einst, ob Marie Antoinette oder Marie Louise billiger nach Frankreich gekommen sei. Die Letztere, denn sie fuhr um einen Napoleon, Antoinette aber um einen Louis nach Paris. Vor diesem Speisesaale zeigt man auch den Bogengang, aus dem einst der Held des dreißigjährigen Krieges, Albrecht von Wallenstein, als Edelknaube Kaiser Ferdinands II. im Schlummer herabgestürzt und wie durch

ein Wunder unverletzt aufgestanden sein soll. — Den Rückweg nach der Stadt schlug ich durch lachende Maisfelder über das Dorf Bradt ein. Gegen Abend machte ich im Gasthose zur „goldenen Sonne“, wo ich abgestiegen war, die persönliche Bekanntschaft eines meiner Mitarbeiter an der „Gasthofzeitung“, des Herrn von Mahl, der mich nach seinem Schloß Büchsenhausen — eine Viertelstunde von Innsbruck — entführte. Es ist ein uralter Rittersitz, der um das Jahr 1540 von einem der drei Gießer der berühmten Bronzestatuen, von Gregor Löffler, erbaut wurde. Später fiel Büchsenhausen an die Hofkammer zurück. Im Jahre 1641 schenkte Claudia von Medicis, Wittve des Erzherzogs Leopold, Statthalterin von Tyrol, dieses Schloß ihrem Hofkanzler Wilhelm Birner, der zugleich Vormund ihres Sohnes Ferdinand Karl und der mächtigste Mann von Tyrol war. Als fünf Jahre später die Erzherzogin Claudia ihrem Sohne die Verwaltung des Landes übergeben hatte und bald darauf gestorben war, wurde ihr ehemaliger Liebling gestürzt und am 17. Juli 1651 zu Rattenberg hingerichtet. Lange Zeit erhielt sich die Sage, daß in diesem Schlosse die Frau des erschlagenen Kanzlers als Gespenst umgebe. Ich übernachtete in Büchsenhausen und kann meinem Leser versichern, daß ich nirgends sanfter und ruhiger geschlafen, als in diesem reizenden Schlosse, wo ich bis zum nächsten Nachmittage blieb.

Um 4½ Uhr verließ ich Innsbruck und fuhr über Brixen nach Bozen, wo ich gegen Mittag des andern Tages ankam. Das einzig Sehenswerthe in Bozen ist der Kirchhof, einer der schönsten, die ich je gesehen habe.

Am andern Morgen um 6 Uhr flog ich nach Meran herüber. Der drei Meilen lange Weg führt fast ununterbrochen durch Mais- und Weinpflanzungen. Auf diesem Wege lachte mich zum ersten Male ein wonnigblauer Himmel an; hier fühlte ich mich von einer mildern Luft geküßt. Gegen Zehn kam ich in Meran an. Die Lage der kleinen Stadt ist eine der reizendsten von Europa. Der veilchenblaue Himmel ruht auf einem Bouquet von Bergen, von denen einige Gipfel mit Alpenschnee frisiert sind. Das schönste Panorama offenbart sich, wenn man auf dem „steinernen Steg“ steht, eine Brücke, die über den Passeyer-Fluß führt, der bei Meran vorüberfließt. Der Thurm der Pfarrkirche ist der größte von ganz Tyrol, die Kirche selbst unbedeutend. — Nachmittags ritt ich über die Zinneburg nach Schloß Tyrol hinauf, wo die liederliche Maultaschen-Margarethe ihre Hochzeit und nicht lange darauf ihre wilden Orgien gefeiert hat. Vom Dorfe Tyrol führt ein über 100 Fuß langer Tunnel nach dem Schlosse, aus dessen Fenstern man eine der herrlichsten Ansichten von ganz Tyrol genießt. Tief aus dem blauen Bergknäuel ragt der schneegekrönte Orteles-Scheitel herüber. — Gegen 6 Uhr Abends trat ich meinen Rückzug über St. Peter an und eilte in meinen Gasthof, um dies erste Blatt nach Leipzig zu senden. — Morgen besuche ich Schloß Löwenberg und Schloß Schöna. Letzteres hat seit Kurzem der Erzherzog Johann für einen seiner Söhne gekauft. Uebermorgen reite ich nach dem Passeyer Thale bis nach St. Leonhard, um die Sandwirthschaft, das Haus des Andreas Hofer, zu besichtigen. In Innsbruck habe ich durch die Freundlichkeit des Herrn von Mahl eine interessante Reliquie aus der Zeit dieses großen Bauern-Generals erwischt: eines jener selten gewordenen Zwanzigkreuzer-Stücke, die er während seines Ober-Commandos zu Innsbruck prägen ließ. Auf der Vorderseite steht 20 Kreuzer mit der Umschrift »Nach dem Conventionsfuß« und die Jahreszahl 1809; auf der Rückseite ein einköpfiger, lorbeergekrönter Adler mit der Umschrift »Gefürstete Grafschaft Tyrol.«

Die Kaffeetrinker.

Genrebild aus dem englischen Volksleben.

Von Theodor Drobisch.



Welch Menschenkind schlürfte nicht gern ein Täßchen des arabischen Trankes. Schwarzer Kaffee war Voltaire's Hyppokrene und Jean Paul kannte keine größere Labung. Schiller, wenn er keinen Punsch hatte, erquickte

sich an dem Tranke, dessen Verweigerung einer türkischen Ehefrau Grund zur Scheidung giebt. Cigarren, Licht, Manuscript und Kaffee waren Börne's Elemente und Kogebue war nicht im Stande, eine Seite zu schreiben, ohne ein Mal die Kaffeetasse an den Mund zu setzen, weshalb fast alle Ränder seiner Manuscripte mit den braunen Ringeln der Kaffeetassen geschmückt waren.

Nach einer alten Regel soll der Kaffee aus reinem Mokka bereitet, ächt und klar wie die Sonne, schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe sein.

Nirgends wird wohl mehr Kaffee getrunken als in London, wo zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein englischer Barbier, Namens James Fere, das erste öffentliche Kaffeehaus errichtete. Da man aber sein „Schwarzwasser“, wie man seinen Kaffee nannte, für ein geistiges, der Gesundheit schädliches Getränk hielt, wurde 1708 sein unbefugtes Gewerbe mit Beschlag belegt. Im Jahre 1740 zählte London schon ein halbes Hundert, und zwanzig Jahre später fast schon 3000 Kaffeehäuser. Jetzt ist die Zahl derselben, ohne die wandelbaren, bereits auf 10,000 angewachsen.

Wandelbar? Ja! Eine Bank, ein Schwemmel, eine umgestülpte Futterkiste mit vier kleinen Rädern und das Etablissement des Kaffeehauses an der ersten besten Straßenecke ist begründet.

Obige Glypographie zeigt uns so einen Wandelstern, so einen ewigen Juden unter den Kaffeehäusern en miniatur. Laßt uns die braune Truschel mit ihren von Falten durchackerten Pergamentgesicht anschauen, die sich ebenfalls ihrer Kunden erfreut, obgleich Sichorien und Möhren eine Hauptrolle in der Geschichte ihres Trankes spielen, denn mit einem Pfunde reiner Kaffeebohnen, das sich an diese Ingredienzen wie ein kleiner Coupon an einen Staatsschuldschein anklammert, erquickt sie ganze Stadtviertel, ganze Generationen. Ihr wichtigstes Geschäft ist das Zuckerschlagen, wo sie wahrhaft homöopathische Grundsätze befolgt. Kein Stäubchen geht verloren und wo einmal ihr geübtes Augenmaaß an einem Stückchen greift, mit denen man durchaus keine Löcher in den Kopf wirft, da wird auf der Stelle abgeknippen. Ja, im Besitz eines Hutes würde sie dreist die Ewigkeit in die Schranken fordern.

Zwei ihrer Kunden sind in voller Thätigkeit. Es sind aber keinesweges Kritiker oder Schriftsteller, wie Lord Byron, der von seinem Verleger für jeden Vers eine Guinee erhielt, oder wie Bulwer, der für eine fünf Druckbogen starke Erzählung 5000 Gulden Conventions-Münze empfing; nein! es ist ein armer Bogenschreiber und ein Schornsteinfeger, die an einem nebeligen kalten Morgen an einer Ecke der großen Themsestadt ihr Schälchen Kaffee schlürfen und ihrem Leibe eine Güte thun.

Seht nur, wie behaglich der Alte mit geknickten Beinen dasteht und dem Binnensee seines Magens eine Quelle aus dem schwarzen Meere zuführt. Er treibt heute Luxus, denn er hat gebieterisch Kaffee mit Zucker und Sahne verlangt und — Seligkeit! noch durch die besondere Gunst der Caffetiere die Milchmaus erwischt.

Jetzt aber seht die Loupe an, um den Kaminfeger zu betrachten. Er hat Kaffee getrunken und — alle seine wilden Wünsche sind begraben. Schwarzen Kaffee, an dessen Horizont man sich vergeblich nach der Milchstraße umsieht; schwarzen Kaffee ohne Zucker, denn das letzte ist ein Fremdwort, das durchaus nicht in Schornsteinfegers Lexikon steht. Mit grandioser Kühnheit greift er in die Tasche, um seine Schuld zu tilgen und stolzirt

dann weiter. Ha! man muß es ihm von hinten ansehen, daß er geschwelgt und einen Pens in Kaffee verpraßt; er hält sich ebenbürtig mit dem Lord, der in seinem Brougham daherkommt, Englands ganzer Nationalstolz spiegelt sich ab in seinem rufigen, von Muth und Keckheit umflutheten Angesicht.

Was gehört zu einem guten Regisseur?

Eine ernste dramaturgische Abhandlung.

a) Ein guter Regisseur muß einen mephistophelischen Charakter haben: Alles, was man Lüge, Zerstörung, kurz das Böse nennt, muß sein eigentliches Element sein.

b) Ein guter Regisseur muß Personen, von denen er weiß, daß sie sich ihm nicht widersetzen dürfen, grob und gemein behandeln und darf niemals berücksichtigen, daß gekränktes Ehrgefühl der herbste lebensgefährlichste Schmerz ist.

c) Ein guter Regisseur muß tüchtige Mitglieder seiner Bühne in den Wirthshäusern verleumden und ihre Leistungen tadeln, dagegen ganz talentlose „sehr gute Schauspieler“ nennen, damit die Tüchtigen nach und nach an Credit verlieren und Er, neben den Schlechten, als trefflicher Schauspieler erscheint.

d) Ein guter Regisseur muß aber dabei nicht stehen bleiben, er muß vor allen Dingen brave Mitglieder der Bühne auf seine und geheime Weise und indem er ihnen immer das freundlichste Gesicht zeigt, fortzuschaffen wissen, und dagegen nur die erbärmlichste Mittelmäßigkeit neu engagiren.

e) Ein guter Regisseur muß als Schauspieler niemals seine Rollen lernen, damit man im Publikum darauf aufmerksam wird, daß er seine ganze Zeit der Regie zuwendet.

f) Ein guter Regisseur muß niemals die Rollen unpartheisch, nach klugem Ermessen der Fähigkeiten seiner Collegen, vertheilen, sondern darüber nur seinen Neid, seine Neigung und seinen Haß entscheiden lassen.

g) Ein guter Regisseur muß Tugend und weibliche Würde lächerlich finden. Er muß besonders darauf halten, sei es durch freche Worte oder auch nur durch Achselzucken, Grimassenziehen und Seitenblickwerfen, daß man von den weiblichen Mitgliedern der Bühne nur das Schlechteste denkt.

h) Ein guter Regisseur muß jungen hübschen Anfängerinnen nur dann kleine Partien zur Weiterbildung geben, wenn sie sich in Allem seinen Anordnungen unterwerfen. Sträuben sie sich dagegen, so muß er sie in den Proben heftig anfahren, schimpfen und, wenn irgend möglich, auch thätlich beleidigen.

i) Ein guter Regisseur muß überhaupt nicht eher ruhen, als bis viele solche Personen bei der Bühne engagirt sind, die, wenn auch nicht durch Talent und Fähigkeit, dennoch Interesse für ein gewisses Publikum haben. Erlaubt es seine Zeit, so muß er dies Interesse auch zu erregen und zu nähren wissen.

k) Ein guter Regisseur muß aber Allen gegenüber, die ihm schaden könnten, die unbefangenste, wohlmeinendste Miene behalten. Auch muß er von Zeit zu Zeit seine Regie-Bemühungen recht strahlen machen. Einzelnes Gute schadet nicht, er kann dabei das Ganze doch zu Grunde richten.

l) Ein guter Regisseur muß als Schauspieler das, was seinen Leistungen an Studium, geistiger Ausarbeitung und poetischer Rundung fehlt, durch

Frage (es giebt auch eine Frage des Unterlassens) zu ersetzen wissen. Blist er auch mit dieser einige Male ab, zuletzt gewöhnt sich das Publikum daran und er gilt fortan als der wirksamste, beste Darsteller, um so mehr, als er sich ohnehin nur die dankbarsten Rollen wählt.

m) Ein guter Regisseur muß überhaupt die ihm anvertraute Bühne moralisch und künstlerisch so weit herunterbringen, als es seinen, mit einem Andern verabredeten Zwecken entspricht.

Hiermit wollen wir diese dramaturgische Abhandlung schließen.

D.

Gedankenspähne.

— Wahrheit und fürstliche Gewalt kann man mit zwei Magneten vergleichen, die einander freundlich anziehen, wenn der Südpol des einen mit dem Nordpol des Andern in Berührung kommt; hingegen einander feindlich zurückstoßen, wenn der Nordpol auf den Nordpol trifft. Der Magnet könnte noch in mehreren Fällen zum Symbol der Wahrheit dienen. Je mehr Gewicht man nach und nach an ihn hängt, je stärker wird er. Läßt man ihn zu lange in Ruhe, so verliert er einen Theil seiner Kraft. Läßt man ihn vom Rost fressen oder gar in Feuer glühen, so ist es um ihn geschehen. Leider hat es zu allen Zeiten Fürsten gegeben, welche die Wahrheit ruben, vom Rost anfressen oder wohl gar im Feuer ihres Zornes verglühen ließen.

— Die Großen der Erde gleichen den großen Diamanten, welche selten ganz rein sind. Ein Juwelier sagte einmal, man fände auf der Oberfläche großer Diamanten immer eine Art von Fettigkeit, die Einen nöthige, alle Augenblicke nach dem Schnupstuche zu greifen, um sie abzuwischen. — Ich kenne manchen deutschen Geschichtschreiber, der das Schnupstuch zur Hand hatte, damit etliche Helden in das rechte glänzende Licht gesetzt wurden.

— Der gelehrte Proklesus wünschte allen Werken des Alterthums den Untergang, weil sie einigen Unverständigen geschadet hätten. — So wünscht mancher Hobe der Freiheit den Untergang, einzig und allein aus dem Grunde, weil einige Völker sie gemißbraucht haben.

— Einen Freigelassenen wurde in alten Gesetzen auferlegt, alle Jahre ein Licht auf dem Grabe seines Herrn anzuzünden. Wie gern würden ganze Völker Lichter anzünden, wenn sie nur erst freigelassen und die Gräber fertig wären.

— Auf dem Wege nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung giebt es Klippen, welche die Portugiesen Abrolhos genannt haben; das heißt: thue die Augen auf. — Jetzt giebt es auf dem festen Lande viele Abrolhos, vorzüglich in Deutschland.

— Im Jahre 1621 wurde der spanische Gesandte am Londoner Hofe, Gondomar, auf der Straße vom Pöbel angefallen und beschimpft, weil der König von England ihm einen großen Einfluß auf sich und seine Rätthe gestattetete. — Wie es jetzt mit dem Einfluß der Gesandten steht, na! —

— Der König-Cardinal, Heinrich, in Portugal, pflegte von sich selbst zu sagen: daß er zwei Gewissen habe — eins für das, was er wolle, das andere für das, was er nicht wolle. — Um in unsern Tagen solche Doppelflinten aufzuspüren, die keinen Schuß Pulver werth sind, bedarf es wahrlich keiner Doppelnase.

D.

Zapfenstreich.

Algier. Die Zahl der Araber, welche in diesem Jahre bereits von hier aus nach Mekka gepilgert, beläuft sich auf 1500 Köpfe.

Baden-Baden. Vor einigen Tagen fand vor dem Gesellschaftshause, in Gegenwart vieler Zuschauer, eine Prügelei zwischen zwei Gentlemen statt. Es waren der bekannte General Ventura, ein Korsikaner und Gefährte Allards in Lahore, und Dyea Somber, der indische Nabob, dort gewöhnlich der „Schwarze Prinz“ genannt, hinlänglich bekannt durch den merkwürdigen Prozeß mit seiner Frau, die ihn für wahnsinnig erklärte und ihm von seinem Einkommen von 80,000 Pfd. St. nur 5000 gelassen haben soll, womit aber der Sohn der weltbekannten Begum Sumru nach seiner Ansicht nicht leben kann, obgleich sein Vater ein Deutscher, Namens Sommer aus Anspach, gewesen sein soll, der in Ostindien auf wunderbare Weise sein Glück machte. Die Streitenden wurden durch den Fürsten Butera und andere vornehme Herren getrennt, und General Ventura, der den Streit angefangen und seinen Gegner mit Stockstreichen von hinten angefallen haben soll, verhaftet. Der Zwist soll durch den oben erwähnten Prozeß herbeigeführt worden, nach Andern aber schon jenseits dem Meere entstanden sein. (Spen. Zeit.)

Basel. Die Städte Bern, Aargau, Schaffhausen und Solothurn haben sich vereinigt, die katholisch-theologische Fakultät in Solothurn, welche bis jetzt drei Professoren zählt, noch durch zwei andere mit 2000 Thalern Gehalt zu vermehren.

Das Jesuitencollegium in Fryburg zählt gegenwärtig 539 Zöglinge und das in Stäffis 72.

Der Professor Haffe folgt einem Rufe nach Zürich, wohin man ihn als Direktor des neuen Hospitals und der medizinischen Klinik gerufen.

Berlin. Nach dem Sprichwort „Kleider machen Leute“ sollen sämtliche Lehrer der preussischen Universitäten feierlich costümiert werden und es müssen bis zum 15. October bereits die vorschriftsmäßigen Ornate fertig sein. Das an alle Universitäten erlassene Ministerialrescript enthält eine genaue Beschreibung der verschiedenen Arten von Costümen. Der Rector wird sonach einen rothen goldgestickten Mantel, die vier Decane Mäntel nach den Fakultätsfarben und die Pedelle ebenfalls rothe Mäntel erhalten, welche auf Staatskosten angeschafft und dann der Universität als Eigenthum verliehen werden. Ordentliche Professoren müssen sich sogenannte Lutherröcke von schwarzem Tuch mit den Fakultätsfarben zulegen; außerordentlichen Professoren und Docenten steht es frei, in schwarzen Lutherröcken zu renommiren, jedoch ohne farbige Verbrämung. Der Theaterschneider Donath, ein Mann, der in der Komödie eine große Rolle spielt, wird in dem erwähnten Ministerialrescript als Derjenige bezeichnet, der schon die Proberöcke für die Königsberger Universität geliefert. Obgleich nun des Königs edle Absicht, der Würde der Wissenschaft auch äußern Glanz zu verleihen, nicht zu verkennen ist, so sollen doch viele hochgeachtete Professoren, worunter Neander, Raumer, Böckh und Marheineke, dieser Tracht nicht sonderlich hold sein und erklärt haben, dieser Feierlichkeit ihre persönliche Gegenwart zu entziehen.

Wer Louisd'ors in der Tasche hat, der prüfe, ob sich nicht einige verpfuschte darunter befinden, denn man ist einem falschen Goldstück auf die Spur gekommen, welches dadurch entstanden, daß von einem echten doppelten Georgsd'or die beiden äußern Platten, welche das Gepräge enthalten, ganz fein abgeschält und auf eine unechte geränderte Stahlplatte aufgelöthet worden sind. Aus der Fertigkeit und Sauberkeit, mit der dieser falsche Demetrius gearbeitet, läßt sich schließen, daß es nicht der einzige seiner Art ist und noch viele Kameraden im Umlauf begriffen sind. Der Goldwerth der zur Verfertigung desselben verwendeten echten Platten betrug 4 Thlr. 17 Sgr., so daß der Falschmünzer bei jedem Stücke einen Gewinn von beinahe sieben Thalern davonträgt.

Die neuangelegte Terrasse vor dem königlichen Schlosse ist dem freien Zutritt des Publikums geöffnet worden und bietet einen interessanten Spaziergang dar, von dem herab das Museum, der Lustgarten und die Linden einen besonders schönen Anblick gewähren. Die Terrasse selbst ist mit anmuthigen Bosketts und den auserlesensten Blumen und Topfgewächsen bepflanzt.

In unserer Garnisonkirche fand ein interessantes Orgelconcert statt, zu welchem der Ober-Organist Köhler aus Breslau die Musikfreunde privatim durch gedruckte Circulaire eingeladen hatte. Die Versammlung vereinte sonach alle Componisten und Musiker von Namen, welche gegenwärtig hier anwesend sind.

Die Blinden-Anstalt hat durch den Tod der Frau Professorin Zeune einen unerseßlichen Verlust erlitten, indem selbige seit dem Eröffnungstage (13. October 1806)

der Anstalt als Vorsteherin und Lehrerin der weiblichen Arbeiter in unermüdblicher Thätigkeit gewirkt.

.. Von Dr. Heinrich Bettziech (Betta) erschien „Geld und Geist“, Versuch einer Sichtung und Erlösung der arbeitenden Volkskraft.

.. Herr Kroll ist aus Wien zurückgekehrt und soll Strauß für seine Winter-Conzerte engagirt haben.

Braunschweig. In der hiesigen Domkirche hat man bei der Restauration unter dem Puz sehr schöne Frescomalereien aus dem eilften Jahrhundert entdeckt; sie stellen den Papst, umgeben von Aposteln und Heiligenbildern, dar, und wurden wahrscheinlich in den Zeiten der Reformation überstrichen.

Breslau. Ein hier verstorbener Bürger hat jedem evangelischen Schullehrer des Breslauer Kreises 30 Thaler, die Hauptsumme aber der Stadt zu einem Hospital vermacht.

Coblenz. Die Cölnische Dampfschiffahrts-Gesellschaft hat mit der rheinischen Eisenbahn-Direction einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem man in 4½ Stunden über die See und überhaupt in 24½ Stunden von Coblenz nach London gelangen kann.

Solmar. Eine deutsche Schauspielergesellschaft, die mit Erfolg das Elsaß durchzieht, giebt hier mit großem Beifall ihre Vorstellungen.

Cöln. Als die Königin von England hieselbst ihren Einzug hielt, hatte ein Bürger sein Haus mit Blumengewinden geschmückt, die eine Tafel umhüllten, worauf die Anfangszeile des bekannten englischen Nationalliedes „God save the Queen“ prangte. Der Maler dieser Zeilen, der nicht englisch verstand, hatte aber das Wort „save“ also geschrieben: „shave“, welches dem ganzen Sinn eine gewaltige Aenderung giebt, denn es hieß nun „Gott scheere der Königin den Bart“.

.. Eine Person am Rhein ist gegenwärtig keine zwölf Thaler werth. Ein Brief mit zwölf Thalern von Cöln nach Bonn kostet nämlich mit Postschein 6½ Sgr., ein Reisender aber, welcher noch 60 Pfund Gepäck mitnehmen kann, bezahlt nur 5 Sgr., und Beides geht mit der Eisenbahn.

Constantinopel. Der Finanzminister, ein Industriemensch, der im Verein mit einem Kaufmann die Lieferungen für die Armee und die Flotte zum Nachtheil der übrigen Kaufleute an sich gezogen, sowie der Minister der Auswärtigen, sind abgesetzt worden.

.. Der Sultan hat in dem Garten des Serails ein Opernhaus errichten lassen, in welchem für ihn und die Frauen des Harem italienische Opern gegeben werden, welche der Bruder des bekannten Componisten Donizetti leitet.

Dieppe. Zum Besten der verunglückten Fabrikarbeiter zu Rouen wurde ein See-gemälde von Inguet verlost. Der König, der von den 960 Loosen 200 genommen, gewann das Bild.

Dresden. Am 27. August wurde in Röttschenbroda das Jubelfest zur Erinnerung an das Ende der dreißigjährigen Kriegskleiden für Sachsen gefeiert. Wohl an 15,000 Menschen hatten sich versammelt; der Pastor Trautschold hielt die Festrede; das Pfarrhaus, in welchem sich noch der Tisch befindet, woran damals die Abgeordneten gessen, sowie mehrere andere Gebäude waren festlich geschmückt.

.. Italienische Zeitungen wollen wissen, daß sich der Prinz Ferdinand von Modena mit einer Tochter des Prinzen Johann von Sachsen vermählen werde.

.. In einer speziellen Uebersicht erfahren wir aus der „Abendzeitung“, daß Baiern jetzt 56 Mönchsklöster und 76 Frauenklöster besitzt. Eine enorme Summe Müßiggänger und Müßiggängerinnen in einem Lande von nur einigen Millionen Einwohnern.

Eberfeld. In Duisburg ist von der römisch-katholischen Kirche ein „Gebet-Berein zur Bekehrung der Irrgläubigen unter dem Schutz der allerfeligsten Jungfrau Maria“ angeordnet worden.

Erfurt. Zur Erinnerung an die Anwesenheit des Königs und der Königin von Preußen will man auf der Friedrich-Wilhelms-Höhe zwei Ehrensäulen errichten lassen, wozu die Kosten von etwa 1600 Thalern durch freiwillige Beiträge gedeckt werden sollen.

Hamburg. Der neue Petrithurm wird 55 Fuß höher gebaut, als der abgebrannte, aber von Holz; der Nikolaithurm wird sogar 450 Fuß hoch werden, also 44 Fuß niedriger als der Strasburger Münster.

Kassel. In den Dörfern Harle und Zennern (fünf Stunden von Kassel), welche früher schon als Pietisten-Nester bekannt waren, ist ein Schneider einer Muckergesellschaft auf die Spur gekommen. Der Nadelheld, dessen Frau mit an den Versammlungen Theil genommen, hat Anzeige gemacht und die Sache liegt in Kassel dem Consistorium vor.

.. Herr Ascher, früher in Dresden und Hamburg, hat auf der hiesigen Hofbühne mit solchem Erfolg gastirt, daß er seine Gastrollen verdoppeln mußte.

.. Der Debit der „Cölner Zeitung“ ist in Kurhessen verboten.

Kiel. Dem Professor Hofrath Dahmann aus Bonn brachten die Studenten bei seinem Hiersein einen Fackelzug mit Lebehoch, worauf der Gefeierte in einer längern Rede antwortete, die er mit einem Lebehoch auf das vereinigte Schleswig-Holstein schloß.

Kopenhagen. Das Probeblatt einer deutschen Zeitung, „der Beobachter am Sund“, ist in diesen Tagen ausgegeben worden.

Leipzig. Frau Peroni-Glassbrenner gastirte auf dem hiesigen Stadttheater mit der vollsten Anerkennung des gebildeten Publikums. Seit Charlotte von Hagn haben wir keine Darstellerin gesehen, die uns so interessirt hätte; sie ist unbedingt die erste Hofdame dieser Königin des deutschen Lustspiels. Angenehmes Aeußere, schöne Figur, grazioseste physische und geistige Bewegung und ein überaus anmuthiges Organ verbinden sich bei ihr mit tiefgeistiger Auffassung, reich nuancirter Natürlichkeit und harmonischer Rundung des Spiels. Humor und tiefsinniges Gemüth wechseln darin in schönster Weise. Sie ist, wie dies auch ihr Ruf besagt, eine Meisterin ihrer Kunst und dürfte es daher auch verschmähen, durch grelle Effekte um das Lob einer Kritik zu buhlen, welche ihr freilich das Prädikat einer ausgezeichneten Schauspielerin lassen mußte, sich aber, ihrer Natur nach, nur für das Poetische und Grobe begeistern kann. Es versteht sich von selbst, daß Frau Peroni-Glassbrenner nach jeder ihrer Rollen und mehrmals in den Zwischenakten hervorgerufen wurde.

∴ Wahrscheinlich um den Sinn der Worte aufrecht zu erhalten: „Allen Sündern wird vergeben, nur dem Freund der Wahrheit nicht!“ ist dem Dr. W. Bernhardi von dem interimistischen Redakteur unseres „Tageblattes“ angezeigt worden, daß man fortan keine Referate über die hiesige Bühne von seiner Feder mehr aufnehmen könne. Das Warum wird offenbar, wenn man erwägt, daß Herr Bernhardi ohnlängst neben einer Recension über ein Operchen noch ein kleines Stück mit abgefertigt, das an jenem Abend nebenbei lief. Die Weise dieser Kritik wies nicht nur mit einem Hebebaume auf Laube's Styl hin, sondern suchte denselben sogar recht hübsch zu persifliren. Herr Laube, der sich für den unumschränkten Alleinherrscher im papiernen Reiche des „Tageblattes“ hielt, ward darob sehr böse und verkündigte, gleich dem Schneider Zwirn in dem „Lumpaci-Bagabundus“, dem ganzen Personal seinen Zorn. Der Schlag gab Del. Herr Bernhardi wurde von der Redaktion des „Tageblattes“ excommunicirt. Aber — „verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen“, wo der Stoff so unendlich heranwächst wie ein Sommerwasser im Rosenthale. Jede Kritik, die nicht auf Liebe beruht, ist ein Irrlicht am Moor der Literatur, jedweder Nebenzweck muß schwinden. In diesem Sinne, und mit einem unversöhnlichen Haß wider alles Falsche und Rechtswidrige, wird Herr Bernhardi nebst einigen andern Schriftstellern von Geist und Gesinnung fortan Berichte über die hiesige Bühne in Koffka's „Theater-Loocomotive“ bringen, wovon in diesen Tagen ein reichhaltiges, mit den geistigen Erzeugnissen namhafter Schriftsteller versehenes Probeblatt erscheinen wird.

∴ Der bekannte Violinvirtuos und Componist Jules Ghys spielte am 9. September im Theater und errang sich durch seine eminente Fertigkeit auf seinem Instrumente langanhaltenden Beifall. Der Künstler geht von hier nach Paris zurück, um später einen Ausflug nach Italien zu unternehmen.

∴ Eine Nachricht aus Stuttgart in der „Spener'schen Zeitung“ sagt: Der in Ulm zur katholischen Kirche übergetretene Vorsteher der dortigen christkatholischen Gemeinde, Julian Chownig, ist, wie schon sein Name andeutet, ein Pole und ursprünglich ein Jude. Er wurde römischer Katholik, dann Christkatholik, ist jetzt wieder römischer Katholik geworden, neigt sich zum Protestantismus hin und wird wahrscheinlich wieder Jude werden. Aus Ulm ist er ganz unerwartet abgereist. (Auch aus Leipzig.)

∴ Das nächste Heft der „Vierteljahrsschrift“ von Otto Wigand wird eine Darstellung der Leipziger Ereignisse bringen, und zwar als über zwanzig Bogen stark — censurfrei!

∴ Wer dem Hypochonder ein Schnippchen schlagen will, der wende $7\frac{1}{2}$ Ngr. daran und kaufe das soeben in der Expedition der „Signale“ erschienene Büchlein „Der angenehme Schwerendöther oder die Kunst Gesellschaften zu electrificiren“.

London. Berichte aus den Fischerinseln melden, daß auf den Wallis-Inseln zwischen den katholischen und protestantischen Insulanern ein Religionskrieg ausgebrochen sei. Die Mehrzahl besteht aus Katholiken, die Protestanten erwarten aber Hilfsvölker aus Longo-Tabu.

∴ Der Herzog von Lincesten hat 500 Pfund Sterling zur Gründung einer Professur der Theologie an einer der neuen irischen akademischen Lehranstalten bewilligt.

Löwenberg. Am 30. August wurde wiederum das Blücherfest gefeiert, wo der Prorektor Wendt auf dem Festplatze bei der kolossalen Marmorbüste des Marschalls die Festrede hielt.

Vuzern. Der Jesuitengegner, Herr Hauptmann Ulmi, gegen den man vor sechs Monaten wegen freier Aeußerungen einen Verhaftsbefehl erließ, desertirte und deshalb zu sechsjähriger Kettenstrafe verurtheilt wurde, muß — man höre! — eine zwilchene blau-gestreifte Zuchthauskleidung, sowie schwere Ketten mit einem Halsring und einem Schnabel tragen und ist während der Nacht an einen zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilten Raubmörder angeschlossen.

.. Alle Volksfeste sind unterdrückt, hingegen wurden in Tschdorf an einem Tage für Leu achtzig Messen gelesen. Ein sardinischer Unterthan, der sich hier aufhielt, ist wegen verdächtigen Blicks nach seiner Heimath geführt worden.

Madrid. Die erste deutsche Sprachlehre, von Julius Kühn, Beamter im hiesigen Uebersetzungs-Bureau, ist erschienen, auf Regierungskosten gedruckt und trefflich ausgestattet.

.. In Cadix erscheint jetzt eine Zeitung unter dem Titel „Die Hölle“.

Mailand. Der Ritter G. Lombino, Präsident der Akademie der Künste, ist gestorben.

Mecheln. Der unerschrockene Reisende Dr. J. Wolff, hat sich hierselbst niedergelassen und die Kaplanstelle an der englischen Kapelle übernommen.

München. Das eigenthümliche Zusammentreffen der Geburt des Erbprinzen mit dem Geburtstage und selbst der Geburtsstunde des Königs, rief eine besondere Freude hervor. In Nymphenburg, wo alle Häuser festlich geschmückt waren, gewährte man an einem Hause zwei angemalte Kinderwiegen, in der einen lag ein Kind und unter dieser Wiege standen die Worte: »Wir danken Gott für seine Gaben, die wir von ihm empfangen haben,« die andere Wiege stand leer und unter derselben die Worte: »Wir bitten unsern lieben Herrn, Er woll' uns künftig mehr bescheer'n.«

.. Der Katalog der diesjährigen Gemäldeausstellung zählt nur 365 Nummern, doch finden sich viel Schönheiten darunter. Vorzügliche Aufmerksamkeit erregt unter den Künstlern P. Heß's großes Schlachtgemälde „der Uebergang über die Beresina“ und ein lebensgroßes Portrait von Kaulbach.

Münster. Am 6. September wurde die fünfzigjährige Jubelfeier des Erzbischofs Freiherr von Droste-Bischering begangen.

Neapel. Um die Naturforscher ehrenvoll zu empfangen, sind vierzig Deputirte gewählt worden, um ihnen als Führer zu dienen. Die Zollbeamten haben Befehl, das Gepäck der Naturforscher undurchsucht passiren zu lassen.

Paris. Der König hat einem alten Polen, welcher mit dem König Stanislaus nach Frankreich kam und in französische Kriegsdienste trat, zu seinem hundertsten Geburtstag den Orden der Ehrenlegion verliehen.

.. Herr Thiers ist nach Spanien abgegangen, wo er einen Monat zu verweilen gedenkt, um daselbst sich diejenigen Lokalitäten anzusehen, welche durch die Siege der kaiserlichen Heere berühmt geworden sind.

.. Der Justiz- und Cultus-Minister Martin hat die General-Procuratoren aufgefordert, ihm über die Art zu berichten, wie die Jesuiten ihre Auflösung bewirken.

.. Der Unterrichts-Minister hat die Basreliefs und Inschriften, welche Le Bas von seiner Reise nach Griechenland mitgebracht, im Louvre aufstellen lassen.

.. In der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften erregte ein künstlicher Bergkry stall, den ein Herr Ebelmann übersendet hatte, allgemeine Aufmerksamkeit und Herr Arago meinte, daß diese Erfindung zur künstlichen Zusammenstellung des Diamanten führen könne.

.. Die Polizei hat wieder an einem Tage zweihundert Hectaliter verfälschter Weine und Liqueure in die Seine gießen lassen.

.. In Bona, Constantine und Dran werden Lehrstühle der arabischen Volkssprache mit 3000 Frs. Gehalt errichtet.

.. Der Maler Ingres hat die Ausschmückung der St. Paulskirche mit Gemälden für 200,000 Francs übernommen.

.. In Loreux stand ein Arzt, der Dr. Signoret, vor Gericht, weil eine Patientin an einer Medizin gestorben war, die der Angeklagte seit vierzig Jahren mit Glück „bei Pferden“ angewendet. Ein anderer Arzt, der consultirt ward, schrieb den Tod der Medizin zu und der Doctor wurde für die Pferdekur zu drei Monaten Haft und 600 Frs. Strafe verurtheilt.

.. Der Oberbergrath Hentschel in Kassel hat von der Gesellschaft zur Aufmunterung der National-Industrie wegen seiner Vorschläge zur Sicherung der Dampfmaschinen gegen Explosionen den ersten diesjährigen Preis von 6000 Francs erhalten.

.. Die entlaufene Schauspielerin Dem. Plessy hat bekannt gemacht, daß sie sich mit dem ehemaligen Sekretär des Handelsministeriums, Arnault, ehelich verbinden wird.

∴ Ein junger Schriftsteller, Achill von M., welcher sich erst vor vierzehn Tagen mit einer jungen Gräfin vermählt, hat sich von einem der Notre-dame-Thürme herabgestürzt. In seiner Tasche fand man 60 Francs; die Seinigen haben seine Leiche aus der Morgue abholen lassen.

∴ Die „Democratie pacifique“ hat eine Sammlung zu einer Medaille für E. Sue wegen seines ewigen Juden veranstaltet.

∴ Der Medizinalrath Dr. Dieffenbach ist hier eingetroffen.

∴ Ein hier lebender russischer Flüchtling, Iwan Golowin, hat ein Werk, „La Russie sous Nicolaus I.“, erscheinen lassen.

∴ Auf der Eisenbahn nach Versailles, wo Sonntags nach Verlauf jeder Viertelstunde ein Zug abgeht, wurden an einem Tage 36,000 Personen befördert, wozu 104 Züge mit 1970 Wagen und 169 Locomotiven nöthig waren.

∴ Der Capitain Morron, von dem französischen Dreimaster „Adolphe“, hat auf der Fahrt von den Wallis- nach den Sandwich-Inseln bei der Insel Clarence eine noch unbekannte Insel entdeckt und ihr, nach seiner Tochter, den Namen „Clara-Insel“ gegeben.

∴ H. Heine ist am ganzen Körper gelähmt und beabsichtigt, den Winter in Italien zu verleben.

∴ Ein neues Mittel, Subscribenten zu erlangen, hat der „Morgenstern“, (l'Etoile du matin) erfunden. Er läßt nämlich die Namen derselben auf ein goldenes Herz graben und dieses nach Voretto senden, wo es an heiliger Stätte aufgehängt wird.

Posen. Der frühere Polizei-Inspektor Valentini, dessen zu seiner Zeit viel in den öffentlichen Blättern erwähnt worden ist, weil er dem Buchhändler B. die Maßregeln der Polizei verrathen haben sollte, ist von dem Kammergerichte in Berlin gänzlich freigesprochen worden.

Rom. Der gelehrte Orientalist und Hieroglyphenkennner Barnabit Pater Ungarelli, Herausgeber des ägyptischen Museums, ist gestorben. Ein herber Verlust für die Wissenschaft.

Schwerin. Auf dem Hoftheater in Doberan fand ein neues Trauerspiel, „Ulrich von Hutten“, vielen Beifall. Der Dichter ist der Advokat E. Hobein in Schwerin.

Stuttgart. Dem wackern Landtagsabgeordneten Römer beabsichtigt die Bürgerschaft eine Bürgerkrone zu überreichen, wozu bereits Beiträge gesammelt worden.

∴ Bei der am 1. September begonnenen Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins waren 516 hiesige und 211 fremde Mitglieder gegenwärtig.

Wien. Der Kaiser hat einem Fischer in Ajaccio auf Corsica, P. Ferri, weil er die Mannschaft eines österreichischen Schiffes gerettet, eine goldene Medaille und ihm und seinem Gehilfen 500 Gulden als Geschenk angedeihen lassen.

∴ Dr. Franz Wiest ist von seiner Reise hierher zurückgekehrt und wird nun seinen beständigen Aufenthalt hier nehmen, auch wahrscheinlich ein Journal herausgeben. Wiest hat binnen drei Monaten 25 Vorlesungen mit großem Beifall gegeben, in Triest, Benedig, Laibach, Klagenfurth, Grätz, Salzburg, Ischl, Gastein, Linz u. s. w. Es liegt doch noch immer mehr Sinn in dem Reisen auf Vorlesungen, als in dem Reisen auf Instrumente, i. e. zwei bis drei Parade-Stückchen.

∴ Endlich hat man Glucks Grabmal auf dem Musleinsdorfer Friedhof aufgefunden. Von Gras und Unkraut überwuchert steht im verfallenen Gemäuer eine kleine Marmortafel, die folgende Inschrift trägt: »Hier ruht ein rechtschaffener deutscher Mann, ein eifriger Christ und treuer Gatte, Christoph Ritter von Gluck, der erhabenen Tonkunst großer Meister. Er starb am 15. November 1787.«

Geschwind, was giebt's Altes?

— Zwei Gesetze aus dem Alterthum lauten: „Verschließe Abends Deine Fenster nicht ganz, damit der Reisende in der Ferne sich am Lichte Deiner Lampe ergötzen möge“. Sodann: „Ehre den Hund, der einen Blinden führt“.

— In einem alten Buche, dessen Verfasser ein Herr de la Torrière war und das den Titel führt: „Von der Vortrefflichkeit des Ehestandes“ ist zu lesen: »Wenn eine Wittwe nicht in sechs Wochen sich wieder verheirathet, so begeht sie ein Verbrechen an Gott, der Menschheit, dem Staate, der Kirche und gegen sich selbst.“

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Abb. n. S. 2352

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!



*Epithem. liter
in 209*



E